

Nachwort von Hanna Schygulla:

MEINE FREUNDIN GOTTLIEBE

Mein dreißigster Geburtstag rückte schon näher, vielleicht war ich auch deshalb noch mehr als ohnehin auf dem Sprung in eine neue Lebenssituation. Vielleicht wollte ich aber auch nur Landluft schnappen. Jemand hatte mir erzählt von einer Künstler-Hausgemeinschaft jenseits des Inns, in einem alten Pfarrhof, der kurz nach der Dorfgrenze von Peterskirchen schon von weitem sichtbar irgendwie eher italienisch anmutend in schönem Sienarot in die hügelige Landschaft schauete. Dort gäbe es im Seitenflügel eine Musikerfamilie, die auf selbstgebauten Instrumenten und zwischen selbstgeschaffenen Skulpturen gelegentlich mit Friedrich Gulda experimentiere. Im Haupthaus gäbe es zwei junge Maler und Photographen und dazwischen die weltbekannte Schöne, Veruschka, die über das Modeln weit hinaus ihre eigene erstaunliche Body-Art verwirkliche. Und mit im Haupthaus wohne auch ihre Mutter, die Gräfin von Lehndorff mit ihrem Lebensgefährten Fritz, einem ehemaligen Mathematiklehrer, der ganz auf Heideggers Existenzialismus abgefahren philosophisch ambitionierte Erlebniscamps ausrichtete.

Ebendiese Gräfin von Lehndorff ist es, die mir die Tür öffnet, als ich, aus der Autoradiokassette die Pink Floyds mit ihrem »all in all ... it's just another brick in the wall« noch im Ohr, in den wunderbar halbwillden Innenhof hineingefahren war.

»Ich bin die Gottliebe«, sagt sie. Das Wort Gräfin und auch das »von« hatte sie weggelassen.

Dieser Name, den ich bisher noch nie gehört habe, weckt in mir als ersten Gedanken, ob sie wohl einen Gott habe, den sie liebt oder der sie liebt? Noch während ich zum ersten Mal in dieses offene Gesicht schauete voll leiser Melancholie und Spuren preußischer Festigkeit, die sich im Nu wie unterm Weichzeichner auflöst, als sie mir ihr schönstes Lächeln schenkt, das mich während der darauffolgenden dreizehn Jahre noch oft bezaubern wird und es mir und allen anderen auf diesem Pfarrhof ziemlich leicht macht, diese Gottliebe so ganz menschlich nah eben einfach zu lieben. Bevor Gottliebe mir das Haus zeigt, bleiben wir noch eine Weile im Eingang stehen, denn wir kommen gleich ins Reden. Über was, weiß ich nicht mehr, aber ich sehe noch den alten Gobelin hinter ihr hängen, vielleicht eines der Relikte aus »besseren« ostpreußischen Zeiten, hinübergerettet in dieses bayrische Gebäude voller Spitzbögen und von wohltuender Großräumigkeit.

Ja, gleich hatten wir uns so viel zu sagen, obwohl weder sie etwas von

Fassbinders Filmen gesehen hatte, noch ich davon wußte, daß ihr Mann zur Gruppe der Aufständischen des 20. Juli gegen den »Führer« gehört hat, und schon gar nicht wußte, wie hoch ihr persönlicher Anteil daran gewesen war, und auch nicht vermutet hätte, daß diese Frau, der Harmonie ins Gesicht geschrieben war, in Ostpreußen ganz nahe an der Wolfschanze im Schatten des untergehenden Dritten Reiches ein heroisches lebensgefährliches Doppelleben geführt hatte.

Aber beide wußten wir von dieser ersten Stunde an, daß wir uns zwar nicht gesucht, aber gefunden hatten, und die Freude darüber war gleich bei der ersten Begegnung spürbar und hatte viele Gelegenheiten, sich immer wieder zu erneuern ...; auf langen Spaziergängen durch die vom ersten Waldsterben schon filigran ausgedünnten Wälder oder im Tal des Ur, der nur im Frühjahr als kleiner Fluß sichtbar wurde, oder auf dem Weg zum Bauern, um dort Milch und Eier zu holen ...; oder zum Steg von einem der kleinen Moränenseen, und sich da niederlassen und Natur pur einatmen. Aber zwischendrin auch immer wiederkehrende Momente der Entwurzelung. So höre ich sie einmal auf dem Rückweg des Spaziergangs sagen: »Was ist denn das für ein Haus da drüben?« »Aber Gottliebe, das ist doch Dein Pfarrhof«, antworte ich und sehe, wie sich in ihrem kurzen Auflachen wieder die Musik der Anmut über die Anfälle existentieller Verzweiflung gießt.

Und oft beschließen wir, zum Abschluß der Spazierrunde rasch noch etwas aufzuschreiben. Bei mir geht es dann um Gesprächsfetzen oder die Protokolle der Zufälle und ähnliche Versuche, das Leben daran zu hindern, sich so schnell wieder in Vergessen aufzulösen. Sie hingegen macht sich öfteren daran, Buch zu führen über die einschlägigen Sätze bei Heidegger oder Sartre, die ihr der Lebensgefährte Fritz in nihilistischem Eifer eintrichtert.

Es sind Sätze wie »wer könnte sich je vor dem niemals Untergehenden verbergen«, oder »möchtest Du je hervorkommen als der, der Du bist, indem Du lernst«. Diese Sätze versucht sie sich, in ihrer schönen Handschrift zu Papier gebracht, zu eigen zu machen ... Aber einmal sagt sie bloß: »Nur das, was Dich wirklich von Herzen berührt, vergißt Du auch nicht.«

Es werden ganze dreizehn Jahre glücklicher Nachbarschaft unter uns Einzelgängern auf dem Pfarrhof, die wir nur über den Flur zu gehen brauchten, um schon beim anderen zu Haus zu sein, und auch die Gräfin

gehörte ganz mit dazu. Sie war zwar die sehr viel Ältere, aber es gab bei ihr nicht die üblichen Grenzen und Vorurteile der vorherigen Generation. Sie hatte die Bereitschaft fürs Neue derjenigen, die entwurzelt sind, und auch für so manche befreiende Spiele der Phantasie war sie zu haben, und eher selten nur hatte sie die Vergangenheit im Mund, wie etwa als wir nach München zu einem Film über Freisler fahren. Da sagt sie nur: »Hoffentlich muß ich meinen Heini nicht auf der Anklagebank sehen oder gar ...«
Nein, sie mußte nicht ...

Aber wer weiß, wie verkapselt diese Erinnerung in ihr immer wieder zirkulierte, so wie jenes unaufgelöste Blutgerinnsel, das ihr nach einer schon geglückten Operation dann doch ganz überraschend das Leben nimmt.

Gottliebe von Lehndorff war die Seele des Pfarrhofs, und als sie stirbt, sind wir dann auch alle, die wir damals noch so jung waren, weitergezogen.

Nur ihr Lebensgefährte Fritz Schranz ist auch ohne seine Gottliebe weiter auf dem Hof geblieben.

Jetzt steht das Bild, das ich von Gottliebe am Steg gemacht habe an einem der vergoldeten Tage, auf meinem Toten-Tisch, in Gesellschaft all der anderen »Vorausgegangenen«, die mein Leben bereichert haben und die ich nicht vergessen möchte.

Da steht sie nun gerahmt, ein viertel Jahrhundert später, mit mir in einem Raum aus Vergangenheit, Gegenwart und einer nun auch schon sehr viel kleiner gewordenen Zukunft,
es sei denn ...

auch unsere Zukunft könnte so unendlich sein, wie wir es wohl möchten, auch wenn wir es uns bei soviel Anwesenheit von Tod kaum vorstellen können ...

es sei denn ...

wir fielen nicht in die schwarzen Löcher, die als ein bislang nicht gelüftetes Geheimnis die verlöschenden Sterne im Kosmos wie Narben hinterlassen,

es sei denn, es öffnete sich unser Innenraum in ein Unendliches ...

in dem es alles immer noch oder wieder geben mag ... auch ein Wiedersehen.

Hanna Schygulla,

Paris 7. April 2010